



Aus dunklen Tagen.

Roman von **E. Sternau.**

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Bruder scheint gern hier zu sein; zuweilen darf ich abends mit ihm gehen, aber oft genug bin ich allein, er läßt mir seinen Freund zurück, mit dem er täglich verkehrt, und den ich nicht leiden mag. Ich weiß nicht wohl, weshalb. Weil Waldemar ihn lieb hat, versuche ich nach besten Kräften, meine Abneigung gegen ihn zu überwinden, aber es geht nicht, obgleich er hübsch, vornehm, klug und lebenswürdig ist. Ich mag Herrn Wilhelmi einmal nicht leiden, Gott weiß, weshalb nicht! Waldemar lachte mich natürlich in seiner heiteren Art darüber aus, trägt aber seitdem insofern meinem Gefühl Rechnung, daß er ihn nicht mehr allein zu mir schickt.

Waldemars Stimme gewinnt mit jedem Tag, er ist ganz glücklich darüber. Seine Lehrer sagen ihm, er besitze ein wahres Kapital in derselben, und ich stimme mit Herrn Wilhelmi darin überein, daß der Ausdruck in ihr noch wertvoller sei, als der Umfang.

„Schöne Dich, Manlius,“ sagte neulich Wilhelmi zu ihm, als er uns, wie oft schon, zu unserem eigenen Vergnügen zu Hause singend antraf. „Mit so kostbaren Gaben muß man hausälterisch sein.“

„Anstun! meine Stimme ist viel zu kräftig, um aus Schwäche zu erlöschen, und ich selbst viel zu ruhigen Naturells, um eine übermäßige Erregung fürchten zu dürfen. Sorgen wir nicht für die kommenden Tage.“

„Und wenn Du Deine Stimme plötzlich verloredest, was würdest Du dann anfangen?“ fragte Wilhelmi neugierig.

„Dora beim Schneidern helfen! Was fliehe mir sonst zu tun übrig,“ lachte Waldemar harmlos, obgleich mich dieses Fragen nach vorausschicklichen Unmöglichkeiten heimlich bedroht.

„Fräulein Dora,“ rief Wilhelmi lachend, „beichten Sie einmal, was tut er, wenn er nicht Unterricht hat, übt, oder bei mir ist?“

Ich erzählte darauf, daß mein Bruder schon von Kindheit an eine besondere Passion fürs Zeichnen gehabt und es immer eifrig betrieben habe, obgleich er weder Unterricht genommen, noch ein besonderes Talent dazu zu besitzen scheine.

„Ja, ich versuche es zuweilen, aber es bleibt schwach damit, Gotthold,“ warf Waldemar nach-

lässig ein. „Auch fehlt mir genügende Zeit dazu. Mein Genius wird seine Fackel nie hoch schwingen, alter Freund! Komm, laß uns gehen.“

Darauf stützte mich mein Bruder und stieß mich allein. Es wäre mir lieber, wenn er weniger oft mit Wilhelmi ausgehen wollte, aber ich kann ihm das unmöglich sagen. Es würde aussehen, als

meinem Plan ging ich zu Müllers hinüber. Dort finde ich immer bald Frieden und Ruhe wieder, denn wie kann es anders auf einen Dritten einwirken, wenn er das Genügen, die selbstlose Aufopferung und zärtlichste Liebe sieht, die hier herrscht.

Ich helfe dann Bertha manchmal, und es macht mir viel Vergnügen; auch lobt sie mich und meinen Geschmack recht oft, aber das tut sie vielleicht nur aus Herzensgüte.

Wir waren stink und heiter genug bei der Näherei, bis ich zufällig meiner Abneigung gegen Gotthold Wilhelmi erwähnte; da legte Bertha mit einem Seufzer die Arbeit aus den Händen und sagte:

Da Sie selbst darauf zu sprechen gekommen sind, liebe Dora, so will ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß es mir ebenso geht, und daß ich es herzlich bedaure, daß Ihr Herr Bruder gerade an diesem Umanng Geschmack gefunden hat. Sie sollen selbst urteilen, ob ich Grund zu meinen Worten habe.

Vor einigen Jahren lebten wir noch nicht in der Residenz; sondern in einer kleineren Stadt, und neben uns — ähnlich wie Sie jetzt — eine alte Wäscherin, Frau Flieder, mit ihrem Enkelkind, einem reizenden kleinen Mädchen. Vor der Welt nannte sie Theresje ihre Enkelin, uns erzählte sie, daß man ihr das Kind eines Nachts vor die Türe gelegt habe, in tiefem, totähnlichem Schlaf, um den Hals ein goldenes Medaillon mit zwei Haarlocken. Unter der einen stand „Gottfried“, unter der anderen „Barbara“. Die alte Flieder ließ es sich nicht ausreden, daß die kranke Frau des Seiltänzers ihr das Kind gebracht habe, ehe sie starb, was noch in derselben Nacht geschah. Der Mann verschwand spurlos, wahrscheinlich, um das Begräbniß nicht bezahlen zu müssen; denn sie hatten während ihres achtstägigen Aufenthalts nur schlechte Geschäfte in S. gemacht.

Genug, Theresje war gut bei Frau Flieder aufgehoben, die sie bald zu uns in die Lehre gab, und nach deren Tode er hielten wir sie ganz, und nahmen sie auch mit in die Residenz.

Sie war zu einem reizenden Mädchen aufgeblüht, und ich vermied deshalb immer, sie allein durch die Straßen gehen zu lassen, wen sie in den verschiedenen Häusern ihre Arbeit beendete hatte. Gines Abends regnete es heftig; ich konnte meine leidende Mutter nicht verlassen, obgleich mich der Gedanke quälte, daß Theresje ohne Schirm sei. Sie blieb länger als sonst aus, und als sie endlich heim-

Zum 200 jährigen Geburtstage am 24. Januar 1912.



König Friedrich der Große im Schloßgarten zu Sanssouci mit seinen zwei Lieblingshunden, den russischen Windspielen.

scheute ich das Alleinsein, und wenn er das glaubte, ginge er gar nicht mehr fort. Warum aber muß er immer mit diesem Menschen zusammen sein?

Gestern abend, sie waren wieder miteinander fort, fühlte ich mich hier so einsam und träumerisch. Ich dachte darüber nach, ob es nicht meine Pflicht sei, irgendeinen Erwerb zu ergreifen da das Geld, das uns Großvater mitgegeben, doch nicht ewig vorhalten könne, um so mehr, da Studium und Haushalt viele Ausgaben erheischten. Ganz voll von

fam erzählte sie lachend und erröthend, daß ein Herr ihr seinen Schirm angeboten und sie bis vor die Türe unjeres Hauses begleitet habe.

Das war ihre erste Begegnung, der bald noch viele folgen sollten, denn Gotthold Wilhelmni bewarb sich ernstlich um unsere Theresie und heiratete sie bald darauf. Nur ein einziges Mal erlaubte er dann seiner Frau noch, uns zu besuchen, obgleich er wußte, wie innig wir uns liebten. Vielleicht war eben das der Grund, weshalb er seiner Frau auf das Strengste untersagt hatte, weiter mit uns zu verkehren, und sie gehorchte ihm, weil sie ihn liebte, allerdings mit blutendem Herzen.

Fünf Jahre sind nun verflossen, seitdem sie ihre Theresie nicht wieder gesehen, und Bertha ist überzeugt, daß es auch nicht mehr geschehen wird. Wenn sie Gotthold Wilhelmni begegnet ist und ihm mit dringenden Fragen nach seiner Frau zugehört hat, ist seine einzige Antwort eine kummne Verbeugung geblieben. Er ahnt nicht, daß Müllers neben uns wohnen und ich sie kenne, sonst käme er vielleicht nicht so oft. Ich aber werde Waldemar bei nächster Gelegenheit alles mittheilen; vielleicht gelingt es ihm, etwas über seine Frau zu ermitteln, und jedenfalls ist es nötig, daß er es weiß.

Ob die arme junge Frau, an der Bertha mit unveränderter Liebe hängt, wohl noch lebt? Ob sie Verwandte hat? Bertha sagt, daß sie manchmal von einer Mutter gesprochen, deren sie sich aber nur dunkel erinnert, und deren Namen sie nicht einmal kannte. Gibt es auf der weiten Gotteswelt wohl einen Menschen, der vergebens nach dem hübschen kleinen Kinde gesucht und sich gesehnt hat? Existiert wohl jemand, den es bekümmern würde, daß sie Gotthold Wilhelmnis Weib geworden, und ein Leben führen muß, fern von denen, die sie so herzlich geliebt haben? Ich bin auch überzeugt, daß er sie gewiß vernachlässigt und nun nicht will, daß sie über ihren Kummer jammert oder klagt. O, wie entsetzlich einiam muß das Leben einer solchen armen, ungeliebten Frau sein!

Endlich habe ich mir ein Herz gefaßt und Bertha nach dem gefragt, was ich schon so oft auf der Jungfrau gehabt und doch niemals auszusprechen wagte: ob sie nicht unter ihren Kunden jemanden wüßte, der eine Lehrerin gebrauchte und mich engagieren würde. Wie ich im voraus wußte, versuchte sie, mir die Idee auszureden, aber ich blieb standhaft und überzeugte sie endlich selbst. Da sagt sie mir denn, daß sie allerdings eine reiche Dame wüßte, die sich um eine geeignete Persönlichkeit bemühte, die fähig sei, ihrer fast ganz erwachsenen, aber zu anhaltendem Studium zu schwächlichen Tochter täglich das Wissenswerthe vorzulesen und genau mit ihr durchzusprechen.

Das war ja gerade, was ich mir gewünscht hatte, und heute vormittag machte ich Frau Gregorius einen Besuch. Sie engagierte mich sofort, ohne nach Zeugnissen zu fragen. Sicherlich hätte ich mehr Schwierigkeiten überwinden müssen, wenn ich bei ihr im Hause hätte leben wollen, aber die wenigen Stunden täglich machten nicht so übertriebene Vorsticht nötig. Erst als alles fest abgemacht war, sprach ich zu Waldemar davon, weil ich wußte, daß er es nicht gelitten haben würde, hätte ich es ihm vorher gesagt. Anfänglich war er ernstlich erzüht, schließlich aber lachte er mit mir darüber, und während wir noch heiter darüber scherzten, trat Herr Wilhelmni ein und nahm, wie gewöhnlich, lebhaften Anteil am Gespräch.

„Er erzählte uns, daß Herr Gregorius einer der reichsten Kaufleute Bremens sei, dessen beide Kinder, meine zukünftige Schülerin Klara und ein Sohn, der mit Frau und Kind in Balparaiso lebe, dereinst ein unermeßliches Vermögen erben würden.“

Am Abend theilte ich Waldemar die Geschichte Theresies mit; es war vielleicht nicht ganz recht gehandelt, aber ich konnte nicht anders. Er hörte mich ohne Unterbrechung bis zu Ende an und sagte nur nachher in seiner großmüthigen, teilnehmenden Art, daß, wenn sie überhaupt noch lebe, er sie schon finden würde.

Wenn er auch für seinen Freund kein lautes Wort des Unwillens mir gegenüber gehabt hat, so weiß ich doch ganz genau, daß es ihn ebenso befremdete, wie mich, daß Gotthold Wilhelmni niemals etwas von seiner Ehe erwähnt hat.

— Seit einem halben Jahre habe ich täglich meine Stunden gegeben; heute sind dieselben wegen einer vierwöchentlichen Ferienzeit abgebrochen. Ich hab Klara Gregorius herzlich lieb gewonnen und das Lehren fällt mir leichter, als ich es erwartete; aber trotzdem freue ich mich sehr auf die Feiertage, und wie stolz war ich, als ich Waldemar meinen ersten Verdienst mit nach Hause bringen konnte! Er lachte, als ich ihm den Scheck des Herrn Gregorius zeigte, und sagte, daß er ihn einrahmen lassen wollte, da er unmöglich wie eine andere Summe Geldes verausgaben oder betrachten werden könnte. Ich lachte ihn lächerlich aus, denn schon lange hatte ich mir vorgenommen, meine erste Einnahme zu einem Geschenk für Waldemar zu verwenden, der immer so gut gegen mich ist und alles tut, was er mir nur an den Augen absehen kann.

Während wir noch über den Scheck stritten, trat Wilhelmni wie gewöhnlich um diese Zeit ein und beteiligte sich an unserer Heiterkeit. Dann wandte er sich direkt an mich und sagte:

„Für den Fall Ihre und Waldemars Wünsche nicht in Uebereinstimmung zu bringen sein sollten, will ich für Sie wechseln, wenn es Ihnen recht ist.“

Ich war sehr froh über sein Anerbieten und nahm es an, obgleich mein Bruder forsihr, zu behaupten, eine so wertvolle Seltenheit sollte aufgehoben werden. Wi helmi wird mir das Papier also wechseln, und morgen schon kann ich das Geschenk für Waldemar kaufen. Was nun?

Die schönen Feste sind vorüber, morgen beginnt mein Unterricht wieder; ich freue mich darauf, obgleich Waldemar jetzt ganz ernsthaft verlangt, ich solle die Stunden ausgeben. Er hat mit seinem ersten großen Konzert entschieden Glück gehabt, obgleich die Saison nicht günstig war. Wie ich für ihn zitterte! Gott sei dank, daß alles so gut abließ.

— Auch geht er jetzt nicht mehr so oft mit Wilhelmni aus, obgleich dieser nach wie vor jeden Tag zu uns kommt. — Waldemar ist ernster geworden, zuweilen sogar launisch und ungeduldig mit mir. Waldemar, der trotz aller Unannehmlichkeiten und Enttäuschungen, an denen unser früheres Leben so reich war, nie seine gute Laune und seinen unerschütterlichen Frohsinn verlor. Ich fragte ihn nicht, was ihn drückt und bekümmert, und ob er es gerade vor mir verbergen muß; einesteils, weil ich mich fürchte, solche Fragen zu tun, andernteils, weil ich es nicht ertragen kann, ihn so heftig erleiden zu sehen, wie es vor einigen Tagen der Fall war, als er eine Frage, die ich an ihn gerichtet, nicht verstanden und in diesem Sinne ausgefaßt hatte. Ach, wollte er doch nur erst wieder mein fröhlicher und glücklicher Waldemar werden! —

Gestern! Ist es möglich, daß ich erst von gestern sprechen will? Eine Ewigkeit scheint mich von der Vergangenheit zu trennen, zu der kaum meine Gedanken mehr eine Brücke zu bauen vermögen! — Gestern blieb Waldemar viel länger als gewöhnlich aus. Eine seltsame Unruhe folterte mich, und ich ging nicht zu Müllers hinüber, damit sie weder mein geängstigtes Gesicht sehen, noch mich mit Fragen quälen sollten, die ich unbeantwortet lassen mußte, weil ich selbst nicht wußte, was mich eigentlich beunruhigte. O, mit welcher Aufmerksamkeit lauschte ich auf die Schritte, die auf der Straße widerklangen! Ich fühlte es — so genau packte ich auf — daß ich unter Tausenden seinen Fußtritt erkennen würde.

Hinter dem zugezogenen Vorhang stand ich, gegen das Fenster gelehnt, bis Bertha geräuschlos eintrat. Sie hatte das noch nie unausgefordert getan, und ich sah sie so überrascht an, daß ich mich selbst darüber ärgerie. Sie bat mich, ein wenig hinüber zu kommen, ich fühlte aber deutlich, daß sie mir eigentlich etwas anderes zu sagen hatte. Befürchtungen, die ihr nicht recht über die Lippen

wollten, oder etwas Meklisches. Ich sagte ihr, daß ich unmöglich kommen könne, obgleich ich selbst nicht wußte, weshalb eigentlich.

„Mutter ist gerade heute abend so unruhig,“ sagte sie bedauernd, „sonst würde ich ein wenig bei Ihnen bleiben. Ueberdies spricht Mutter nicht gern, und das Schweigen ist mir manchmal unerträglich.“ fuhr sie erregt fort, augenscheinlich hoffend, mich dadurch zum Witzgehen zu bewegen. Ich tat es aber nicht, und so betieß sie mich denn endlich mit einigen beruhigenden Worten.

Stunde auf Stunde verrann, es hatte schon zwei Uhr geschlagen. Ich stand nicht mehr am Fenster, sondern hatte mich auf einen Stuhl gesetzt, weil ich todmüde war. Den Kopf in die Hände gestützt, wartete ich, bis mich plötzlich ein Laut aufschreckte. Am ganzen Körper zitternd, schnellte ich in die Höhe und wartete auf eine Wiederholung dieses Lautes, der denn auch bald erfolgte. Es war, als wenn etwas leicht an die Scheibe schlug. Ich näherte mich dem Fenster, zog die dunklen Vorhänge dicht hinter mir zusammen, um den Lichtschein nicht auf die Straße fallen zu lassen, zog das Rouleau in die Höhe, öffnete behutsam das Fenster und blickte auf die vereinigte Straße hinab. In einiger Entfernung sah ich eine männliche Gestalt dahin schlendern. Atemlos wartete ich auf deren Umkehr, denn sonst war niemand zu erblicken, und ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß das Waldemar sein müsse.

Die Minuten wurden mir zu Stunden. Ich hörte nichts mehr, nicht einmal den Schall von Fußritten. Endlich kehrte die dunkle Gestalt langsam um und blieb gerade meinem Fenster gegenüber stehen.

„Dora!“ Der Ruf war kaum mehr als ein Geflüster, aber er drang in mein Ohr wie ein Verzweiflungsschrei. „Hier, Waldemar, hier bin ich!“ „Leise! Halte Deine Hände auf und fange, was ich Dir zuwerfen werde, aber sprich nicht!“

Ich fühlte, daß mein Herz zu schlagen aufhörte. Ich fühlte, daß ich mit einem lauten Aufschrei, kraft- und willenlos zu Waldemars Füßen niederstürzen müßte, aber dies erdreckte Geflüster bannte mich aufrecht. Ich hielt beide Hände hinaus, er blickte zu mir auf mit einem langen, festen, aber angstvollen Blick, den ich mehr fühlte als sah, dann erhob er seinen rechten Arm, zielte langsam und bedächtig — und meine Hände waren bereit. Einen Augenblick noch, und ich hielt seine Brieftasche fest umklammert.

„Schließe doch das Fenster! Geschwind!“ flüsterte er.

Und fort war er; ohne Erklärung, ohne Lebewohl ohne ein einziges weiteres Wort. In der größten Angst und Aufregung wartete ich zum Licht zurück, öffnete die Brieftasche mit zitternden Händen und sah, daß sie ein Päckchen mit Gold- und Silbermünzen enthielt. Das Papier, das sie umhüllte, war eng beschriebene, die Hälfte der Schrift jedoch verblüßt, wie es schien, absichtlich. Ich erkannte seine Handschrift sofort, obgleich sie seiner gewöhnlichen Schrift durchaus unähnlich war. Ich kniete vor dem Tisch nieder und las eilig und gespannt, mit stockendem Atem folgendes:

„Teuerste Dora, das beste, was Du tun kannst, ist, die Stadt sofort zu verlassen. Vielleicht könntest Du nach der Willsburg zurück, oder noch besser — Ach! ich vermag Dir nicht zu raten, muß alles Dir allein und Deinem Gefühl überlassen, und mich nur damit begnügen, Dich Gottes Schutz anzupfehlen. — Ich wage alles, um Dich in diesen Deinen sauer erworbenen Besitz gelangen zu lassen. Ich wage es sogar auf die schreckliche Möglichkeit hin, Dich wieder Deinen Willen zum Zeugen gegen Deinen eigenen Bruder zu machen. Liebste Schwester, sitze sobald als möglich. Mich vermag nichts zu retten, sobald ich auf die Anklagebank komme. Der gefährlichste Scheck ist von mir ausgegeben worden, — welcher Richter kann da zweifeln? — Nur Du allein, Du bist die einzige

in der ganzen Welt, die an meine Unschuld glaubt. Vor einem Monat —

Aber die folgenden Worte waren verlöscht, ich vermochte nicht, sie zu entziffern. Weber ein Wort des Abschieds, noch eine Unterschrift stand auf dem Papier. Vorsichtig barg ich es auf der Brust und zog mich dann leise und hastig zum Ausgehen an. Mein Blick fiel in den Spiegel, und ich erschraf über mein eigenes Aussehen. Wenn auch mein Gesicht immer blaß und schmal, manchmal auch jorgenvoll aussah, so kannte ich mich doch selbst kaum wieder. Wahrhaft geisterhaft sah meine Blässe aus, und die Augen waren heiß und trocken, fast übermäßig geöffnet. Ich glaube, daß meine Fußtritte auf der Treppe nicht das leiseste Geräusch machten. — Die Haustür war unverschlossen, ich öffnete sie und verließ das Haus. Da stand ich nun draußen in der Nacht, allein und einsam auf der menschenleeren Straße. O, wie sehnte ich mich danach, Waldemar zu begegnen! Leise flehte ich zu Gott, daß ich ihn doch nur zufällig begegnen möge. Befand er sich nicht vielleicht im Schutze der Nacht in meiner Nähe? Inbrünstig betete ich, daß ich ihn finden möchte; dann brach ich plötzlich ab, um das Gegenteil zu erleben, wenn das besser für ihn sein sollte. Dann fragte ich mich selbst: „Was soll ich nun machen?“ Ich kam mir vor wie eine Verbrecherin, suchte die dunkelsten Stellen für meinen Weg, und als es zu dämmern begann, schlich ich nach Hause, um mich jetzt erst satt zu weinen.

Da bin ich nun wieder auf der alten Burg; aber ach, wie unerträglich ist es hier ohne Waldemar! Ich fand es schon immer trostlos, aber ich ahnte nicht, wie schrecklich es hier ohne die Gegenwart meines Bruders sein könnte. — Seit drei Tagen bin ich wieder hier; es waren drei endlose entsetzliche Tage! Werden mir noch viele solcher bevorstehen? Ich verzehre mich in Sorge um Waldemar! — Großvater hat noch kein Wort mit mir gesprochen, selbst Tante Johanna vermeidet meine Gegenwart. Nun wandere ich fast die ganzen kurzen Tage durch den winterlichen Wald, und die langen Abende verbringe ich einsam im Dunklen auf meinem Zimmer.

Ah, hätte ich doch nur erst Nachricht von Waldemar! Wenn ich doch wüßte, wo er sich aufhält, damit ich mit meinen Gedanken wenigstens bei ihm sein könnte! Zuweilen versuche ich, mit Tante Johanna das Gespräch auf ihn zu bringen, sie wendet sich aber jedesmal erschrocken ab, und doch weiß ich, daß sie ihren Liebling nicht für schuldig hält.

In den Zeitungen habe ich gelesen, daß die Polizei Nachforschungen nach Waldemar anstellt. Ja, eines Morgens hat man ihn sogar bei uns auf der Willisburg gesucht! Wüßte ich nur erst, daß er sicher geborgen ist! Wüßte ich nur das mit Bestimmtheit, wie ich seiner Unschuld sicher bin!

So suche ich nun, von trostlosen Gedanken gepeintrigt, die Lieblingsplätze auf, die wir stets zusammen besuchten. Ich ging auch zu dem zerfallenen Vorkenhäuschen, in dem wir uns oft vor Großvater versteckten, als wir noch klein waren, wenn er unerwartet unter den Bäumen auftauchte; aber ich fand die Türe verschlossen. Nach dem Schlüssel wagte ich nicht zu fragen, obgleich wirklich kein Grund vorhanden ist, das alte zerfallene Gebäude zu verschließen.

Gestern Abend, als ich im hellen Mondschein herumklickenderte — bei meiner augenblicklichen Ruhelosigkeit muß ich bald hier, bald dort hin laufen — mich gegen die Tür lehnte und auf die geipenfigen Schatten sah, die das helle Mondlicht durch die entblätterten Bäume auf den Waldboden zeichnete, dachte ich wieder darüber nach, wo Waldemar jetzt weilen würde, und ob er mich nur deshalb so ohne jegliche Nachricht von sich ließ, um mir eine mögliche gerichtliche Aussage über seine Flucht möglichst zu erleichtern.

Plötzlich war es mir, als flängen aus dem öden, leeren Gebäude hinter mir Laute, die dem unter-

brückten Schluchzen einer Frau glichen. Ich sprach durch die Türe und wartete auf Antwort, ich stieß mit dem Fuß gegen den morschen Rahmen und wartete wieder. Nichts! — Ich schrie laut, ob jemand der Hilfe bedürfte, aber die Stille der Nacht blieb ununterbrochen, und schweigend wie ein Grab lag das alte Häuschen da.

Ich kehrte langsam in die Burg zurück, ernstlich fürchtend, daß meine fortwährende Angst, das unausgelebte Grübeln und Zweifel mein Denkvermögen tören könne. Tante Johanna war schon zu Bett gegangen, und erst heute früh fand ich Gelegenheit, ihr mein Erlebnis zu erzählen. Niemals habe ich gelaubt, daß sie so böse werden könnte! Sie sprach zornig und ärgerlich von franten Phantasien und befahl mir streng an, nie wieder dergleichen Geschichten laut werden zu lassen.

„Bringe nur solche Torheiten in bezug auf unsere Umgegend in den Mund der Leute, und kein Mensch wird mehr bei uns bleiben wollen. Es ist ohnehin schon solch ein düsterer, trauriger Ort, die ganze Willisburg, daß Du gar nicht nötig hast, über ihn noch Spitzgeschichten zu erfinden.“

Ich schweig und habe es auch seitdem vermieiden, das Vorkenhäuschen wieder aufzusuchen.

Wenn ich nur diese Nacht schlafen könnte! Aber es ist fast unmöglich. In dem Augenblick, wo ich mich niederlege, scheint es mir, als ob die Gedanken, die mich am Tage einer nach dem andern heimsuchen, mich plötzlich alle auf einmal überfielen und zu gigantischen Dimensionen anwüchsen.

Die Nacht ist schrecklicher als alles!

Wo ist Waldemar? O Wo denn wie hangt und ruft mein Herz in ungefüllter Sehnsucht nach Dir!

Nicht einen Augenblick zweifle ich daran, wer eigentlich das Verbrechen begangen hat; ich weiß nur zu gut, daß es niemand anders als Wilhelm gewesen ist, obgleich ich die verlöschte Schrift nicht zu entziffern vermag. — Es ist Witternacht und nirgends mehr ein Laut zu hören und ich will zu schlafen versuchen, schrieb Dora.

Amsonst. Der Schlaf blieb den Augen so fern, als wenn sie ihn nie gekannt, nie wieder durch ihn Ruhe finden sollten.

Ich lehnte schon wieder am Fenster, den Morgen mit sehnsüchtigen Blicken erwartend, als sich kaum der erste Dämmererschein am Himmel bemerkbar machte.

Nach und nach vernahm ich durch die Stille das Geräusch von Rädern. Es kam aus dem Teil des weiten Hofes, den ich von meinem Fenster aus übersehen konnte, d. h. hätte übersehen können, wenn es Tag gewesen wäre. Zuerst erstaunte ich darüber, dann erinnerte ich mich, daß Großvater gestern Abend zu Tante Johanna gesagt hatte, daß, sobald es dämmere, ein Mann mit dem Arbeitswagen zur Stadt geschickt werden müsse, um Ziegel zum Dachausbessern zu holen. Ich war an dergleichen Geräusch hier gar nicht gewöhnt und war fast darüber erschrocken.

Als ich noch so stand und vergebens mit meinen Augen die Dunkelheit zu durchdringen suchte, betrat jemand mit einer brennenden Laterne den Hof und ich erkannte Tante Johanna. Das erregte natürlich meine Aufmerksamkeit. — Tante Johanna vor Tagesanbruch mit einer Laterne in der Hand und ein dunkles Tuch über ihren Kopf geschlagen, was konnte das bedeuten? Mit steigendem Atem folgte ich ihren Bewegungen und erriet sofort, daß dies mit Waldemar in Verbindung stehen müsse.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Kaum einen Augenblick stand Tante bei den Pferden, als sich Waldemar von der Seite des Vorkenhäuschens ihr näherte. Ich konnte ihn nicht sehen, ehe er in das Licht der Laterne trat, aber ich hörte seine Schritte und erkannte sie. Mit welcher Qual, Erregung, Angst und Eifer suchte blickte ich zu ihnen nieder! nichts in der Welt hätte mich zurückgehalten. Aber so rang ich nur schweigend meine Hände, blickte regungslos auf ihn nieder und wußte doch, daß

er weit, weit fort wollte von hier. Ach! Hätte ich doch nur für einige Minuten an Tante Johannas Stelle sein dürfen, um sein trübes Gesicht zu küssen und seinen Arm um meinen Hals zu fühlen! Aber ich war dazu verdammt, hier oben einsam und lautlos seinem Begehren zuzusehen.

Er war wie ein Fuhrmann gekleidet und trug einen alten, eingebogenen Hut tief in die Stirn gedrückt; dessen ungeachtet erkannte ich ihn in der Verkleidung ebenso sicher, wie ich seinen Schritt sofort durch die Nacht erkannt hatte. Ich sah, daß Tante Johanna die Arme nach ihm ausstreckte, — die Laterne hatte sie niedergelegt — ich sah, wie er sie unarmte und küßte, gerade so, wie er es in früheren Tagen getan. Mit freudigem Beben, wie ich es lange nicht mehr gekannt, fühlte ich, daß Waldemar sie niemals so geküßt haben könnte, wenn er schuldig gewesen wäre. Dann sah ich, wie sie sein Haupt zwischen ihre Hände nahm, ihm zärtlich die Wangen streichelte und eindringlich zu ihm sprach. Ich sah, wie mein Bruder sich niederbeugte und seine Hände an dem feuchten Erdboden schwärzte, wie er nach der Peitsche griff, die Zügel erfaßte und mit langsamen Schritten das alte Burgtor verließ. — Das war alles, was ich sah und hörte, aber ich weiß jetzt, auf welche Art Waldemar seine Flucht bewerkstelligt, wo er sich so lange aufgehalten hat. Es ist mir, als wäre eine schwere Last von mir genommen, und ich vermag ruhiger und inbrünstiger für ihn zu beten.

Ich hörte heute, wie Tante Johanna gleich nach dem Frühstück zu unserem alten Fuhrmann sagte, daß er in die Stadt hinein müsse, um den Wagen mit den Steinen zurückzubringen.

„Der Herr schickte ihn heute früh mit jemandem fort.“ sagte sie: „Sie können ihn aber da abholen, wo sie immer ausspannen. Doch. Machen Sie sich nur gleich auf den Weg; und ummüherweise viel davon reden brauchen Sie auch nicht.“

Damit goß sie ihm einen Schnaps ein und ahnte nicht im entferntesten, wie gut ich ihre Anordnung verstand. Sie verfolgte ihn mit den Augen, bis er den Hof verlassen, dann atmete sie hoch auf und kehrte in das Haus zurück. Wien ganzes Herz schlug ihr in Dankbarkeit entgegen, um ihrer Liebe zu Waldemar willen. Später am Tage wurde Großvater aberufen, um mit zwei Männern, die wegen eines Fohlens herausgekommen waren, zu verhandeln. Er wird immer unzugänglicher und sitzt stundenlang schweigend in seinem Armstuhl ohne auf irgend etwas zu achten. Deshalb wunderten wir uns, die wir beide am Fenster standen und zusahen, soweit wir sie beobachten konnten, daß sie sich nicht allein den Stall ansahen, sondern mit Großvater den ganzen alten Komplex abgingen, wozu sie ihn augenscheinlich aufgefordert hatten. Tante Johannas Gesicht trug einen schwer zu verbergenden Ausdruck von Furcht und Angst, zum erstenmal, solange ich denken kann, lehnte sie sich an mich, als könne sie dadurch beruhigt werden.

„Fürchtest Du, Tante.“ sagte ich plötzlich,

„fürchtest Du, daß sie ihn suchen?“

„Still!“ rief sie erschreckt. „Sie sind nur des Fohlens wegen da.“

Aber ich wußte, weshalb sie meinen Arm immer fester drückte. Ja, es waren Polizeibeamte, und bevor sie uns verließen, hatten sie alles abgesucht. O, wie schrecklich wäre es gewesen, wenn sie statt heute gestern gekommen wären! Der Ton von Großvaters Stimme schlug plötzlich an mein Ohr.

„Hierher kommen, um einen Fälscher bei mir zu suchen.“ rief er, seinen Stock in der Luft schwingend. „Glauben Sie, daß ich einen Verbrecher beherberge? Dazu ist er doch zu gewitzt, um zu mir zu kommen, denn er weiß nur zu wohl, daß ich ihn ohne viele Umstände auslieferen würde. — Ich zuerst, ja, ich zuerst! Hierherkommen!“ rief er zornig. „Mit meinen eigenen Händen würde ich ihn ausliefern; ihn züchtigen würde ich, so alt und schwach ich auch bin. Ich wollte helfen, das Gezeck aufrechtzhalten! Jeder Verbrecher unter

dem Himmel verdient, gehängt zu werden! Hierherkommen! Das sollte er nur wagen!"

Dann wandte er sich zu mir und sagte mir in seiner Wut genau ebenso rüchichtslose, wilde Worte, wie er sie über Waldemar ausstößte. Natürlich errieten die Fremden sogleich, wer ich sei, und unfehlbar werde ich alles ausjagen müssen, was ich von meinem Bruder weiß.

Alles, was ich weiß! Wird es ein Verbrechen sein, wenn ich etwas verschweige? Bin ich ihm — wie Großvater heute abend zu mir sagte, und es waren die ersten Worte, die er seit meiner Rückkehr an mich richtete bei Ausführung des Verbrechens beihilflich gewesen? Es ist mir unmöglich, wieder hierher zurückzugehen, wenn der Termin gewesen ist. Es täte nicht länger gut. Tante Johanna ist derselben Meinung. Wäre sie es aber auch nicht, wie könnte ich wohl länger von der Güte und Gnade des Mannes leben, der solche Worte über mich und meinen Bruder geäußert hat!

Ich komme aus dem Gerichtssaal. Was ich fürchtete, ist geschehen, man hat mich Waldemars wegen verhört.

Ich beantwortete alle Fragen, die man an mich stellte, aber auch kein Wort mehr. Es scheint, als ob mein Bruder unrettbar verloren ist. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Königin der Luft.

Roman von Farro.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich wiederhole Ihnen," sagte die Gräfin, „daß Zole einzig durch meine Vermittlung ihr Gefängnis verlassen und ihren Vater und Sie sehen konnte."

Wie konnte Wera diese Dinge erfahren haben? Die Tatsache der wenigstens nur kurzen Entfernung Zoles aus dem Gefängnis mußte notwendig sehr geheim geblieben sein.

„Während sie mit Ihnen sprach," fuhr die Gräfin fort, „erwartete ich sie in ihren Kleidern im Gefängnis. — Wenn man mich entdeckt hätte!"

„Aber Zole war als Nonne gekleidet, da ich sie sah," sagte der Fürst, sich von dem Schwall seiner Erinnerungen fortreißen lassend.

„Und gerade das werde ich Ihnen erklären."

„Ich messe Ihnen bis jetzt keinen vollen Glauben bei," erwiderte hartnäckig der junge Mann. „Das Mädchen hat zu viele und zu verstockte Feinde. Ich habe das Recht, zu befürchten, daß man uns jeden Augenblick zu einem falschen Schritte verleiten will."

„Und wenn ich Ihnen einen Brief zeigte, den Zole an Sie geschrieben hat?"

„An mich!"

18. Kapitel.

Wera gab dem Fürsten einen Brief. Er konnte seinen Augen nicht glauben und ließ sich von ihr haarklein erzählen, wie sich die Sache zugegangen hatte.

Aber immer noch drückte ihn ein Zweifel. „Warum," sagte er zu Wera, als sie mit ihrer Erzählung fertig geworden war, „warum haben Sie sich so viele Mühe gegeben, warum so vielen Gefahren ausgesetzt, um jemand zu helfen, dem Sie stets feindlich gesinnt gewesen waren?"

Wera war verlegen über diese Frage, da sie ihm die ganze Glut ihrer Liebe nicht offenbaren wollte.

„Wie kommt es," fuhr der Fürst fort, „daß Sie, nachdem Sie sie verleumdet, gewiß zu ihrem Unglück beigetragen und ihr, bevor sie noch kompromittiert war, öffentlich Ihre Geringschätzung gezeigt haben, dieselbe auf einmal so leidenschaftlich lieben?"

„Sie wissen, Eugen," murmelte verwirrt die schöne Frau, „ich bin unglücklich, aber nicht schlecht — das liegt so in meinem Charakter."

„Ah, ich glaube Ihnen nicht," fuhr der Fürst fort, „der Brief ist ein neuer Akt des Edelmut-

von Zole, die Ihnen verzeiht und dazu beitragen will, Ihnen wieder meine Achtung zu verschaffen."

„Der ungerechte Haß gegen mich verblindet Sie," sagte die Gräfin, welche die Liebe in diesem Augenblick ihren ganzen Stolz vergessen ließ.

„Wenn Sie wollen, fragen Sie Schwester Schloßstra. Sie ist unfähig, zu lügen und auch ich bin es nach meinem Gewissen."

Die schöne Frau hatte in diesem Augenblick Recht; aber hätte ihr Gewissen ein besseres Gedächtnis gehabt, wer weiß, wie oft er sie erinnert haben würde, da sie nicht immer streng bei der Wahrheit geblieben.

Der Fürst war verlegen. Er konnte sich die Motive nicht erklären, weshalb die Gräfin so gehandelt hatte.

„Es wird schwer halten, daß ich an Ihre Aufmerksamkeit glaube," erwiderte er mit Härte, „wenn Sie mir nicht wenigstens beweisen, daß Sie irgendein Interesse für ihr Tun gehabt haben."



Das Denkmal für König Friedrich den Großen in der Straße „Unter den Linden“ in Berlin. Von Ch. D. Rauch.

Er sprach mit Ernst und Kälte, als fände er vor jemand, der ihm das stärkste Mißtrauen einflößte.

„Eugen," erwiderte die Gräfin in einem schon weinerlich klingenden Ton. „Ich will Sie hier nicht daran erinnern, wie sehr Sie mich geliebt haben. Ich will Ihnen nur sagen, wie sehr ich Sie geliebt habe. Es ist wahr, daß mich eine gewaltige Eifersucht gegen das Zirkusmädchen erfaßte, als ich sah, wie dasselbe Sie von mir abzog. Es ist wahr, ich habe sie gehaßt, ich habe ihr öffentlich den Rücken gewendet. Aber hätte ich sie gleich so gehaßt, um ihr Schaden zu wollen, so hätte ich mich — Sie kennen mich — nicht verstockt, um den Stein auf sie zu werfen, der sie treffen sollte. Klagen Sie mich, wie Sie wollen, des Leichtsinnes, der Unüberlegtheit an — ob schon auch Sie schwerlich ein Recht dazu besitzen — aber muten Sie mir keine Niedrigkeit zu — das Gepräge meines Charakters war stets Loyalität."

In diesem Augenblick erinnerte sich der Fürst an das, was ihm der Advokat Melloni gesagt hatte, als er, von ihr sprechend, der Gräfin die dunklen Umtriebe gegen Zole zuschrieb.

Alle beide führten also die gleiche Sprache gegen ihn.

„Sie haben mich seit der Verhaftung Zoles stets geliebt!" rief die Gräfin. Sie haben es

nach jener unerfener letzten Unterredung im Micaëllischen Hause vermieden, mit mir zu sprechen. Seit jener Zeit habe ich keine Ruhe mehr gefunden. Ich war das erste Opfer des Skandalos, der durch die Verhaftung Zoles verurteilt wurde. Man suchte jedes kleinste Vergehen in meinem Leben hervor. Meine Feinde ergriffen diese Gelegenheit zu ihrer Rache. Mitleidige Freundinnen hinterbrachten mir von allen Seiten das boshafte Gerüchte — in der Nacht nach der Verhaftung Zoles stieg ein Mann durch das Fenster zu mir ein —

„Ich weiß es — ich weiß es," sagte der Fürst. „Sie wissen es?"

Auf das bejahende Nicken des Fürsten erwiderte Wera:

„Sie haben also eine geheime Polizei — Sie lassen mich ausspionieren."

„Gewiß."

„Also lieben Sie mich noch immer — Ich versichere Sie, daß es in dieser Absicht nicht geschehen ist."

„Und Sie werden auch von der Vergiftung meines Gatten gehört haben — was habe ich ausgedacht — gelitten! Ah, eine edle Gesellschaft! Alle, alle gegen eine Frau!"

„Ah," erwiderte der Fürst unerbittlich, „die Frau, die ruhig und bescheiden in ihrem Heim lebt, greift die Gesellschaft auch nicht an. Die Gesellschaft zieht gegen jene Frauen los, die sie mit ihren Unregelmäßigkeiten und Abenteuern verunzieren."

„Und Sie sind es, Sie, Eugen, der so zu mir spricht."

Die Gräfin konnte sich nicht mehr beherrschen und brach in ein heftiges Schluchzen aus. Von allen Demütigungen, die sie erfahren, war das die bitterste und schmerzlichste. Sie war verzweifelt, und ihr Kummer war aufrichtig.

Der Fürst war davon gerührt und fühlte eine plötzliche Reue über seine Ungerechtigkeit.

Die Gräfin war gewiß eine leichtsinnige Frau, aber wieviel hatte sie aus Liebe für ihn gelitten! Selbst das Verbrechen, dessen er sie für fähig hielt, war ihr von der Standhaftigkeit ihrer Liebe oder ihrer Laune eingegeben worden.

Und wer? Er hatte plötzlich alle seine Schwüre vergessen, um als Feind und Ankläger gegen sie aufzutreten. Dies bedenkend hatte er nicht mehr das Herz, die junge Frau länger leiden zu lassen.

„Wera," sagte er mit dem Ton, mit dem er sonst zu ihr sprach und der den Weg zu ihrem Herzen fand.

Sie sprang auf, wie von einer Feder hochgeschwungen, und erfaßte die Hand, die er ihr reichte, und auf ihrem Antlitz leuchtete die Freude, ein Ausdruck der Dankbarkeit.

„Wera," wiederholte der Fürst, „sprechen wir einmal zusammen, als hätten wir uns nie getannt — ohne Liebe und ohne Haß. Es liegt mir daran, die Wahrheit zu erfahren."

Ihr Antlitz umwölkte sich wieder.

„Sei es," antwortete sie sanft und legte ihre Hand auf jene des Fürsten, mit der sich dieser auf die Lehne des Sofas stützte.

Der Fürst ließ sich nun von Wera alles erzählen, was ihr von dem Tage an zugefallen war, da sie den Drohbrief erhalten hatte und zum Polizeipräsidenten gegangen war, bis auf diesen Moment.

Die Gräfin sprach mit Offenheit und Wärme. Sie erzählte ihre Geschichte mit Aufrichtigkeit in allen ihren Details. Dem Fürsten blieb kein Zweifel. Sie sagte die volle Wahrheit.

Er, der gewissenhafte Mann, fühlte sich von dieser flatterhaften Frau gedemütigt. Sie hatte offenbar mehr Loyalität gezeigt, als er. Mußte er sie um Vergebung bitten?

Ja, es war seine Pflicht und er mußte es auch, weil er sah, daß ihre Hilfe für ihn notwendig war, Zole zu retten. Aber welche Stellung würde er zwischen den zwei Frauen einnehmen?

19. Kapitel.

Ganz anders war das Gespräch zwischen dem Kommissar Arganti und der Micaëlli im Neben-zimmer.

„Signora — Sie müssen alles gestehen — die ganze Wahrheit sagen — wenn Sie einer großen Gefahr entgehen wollen.“

Und bei diesen Worten verdrehte der Kommissar die Augen, ballte die Fäuste und tat alles, um die Alte zu erschrecken. Aber sie, in schlechten Künsten erfahren, schien von diesem Ausfall nicht sehr aufgeregt.

„Ich muß Ihnen sagen, daß wir alles wissen — und ich habe die Macht, Sie auch hier zu verhaften.“

Die Micaëlli rührte sich nicht. Sie hatte ganz andere Kämpfe zu bestehen gehabt und sich in ihrem langen Leben an Intriquen aller Art beteiligt.

Als der Kommissar Arganti sah, daß er nichts ausrichten könnte, stand er auf und ging im Zimmer auf und ab, wobei er von Zeit zu Zeit seine Blicke auf die Alte warf. Endlich blieb er vor der Micaëlli stehen.

„Allo Sie wollen nicht sprechen,“ sagte er mit leiser Stimme, aber in großer Erregung. „Aber Sie werden dieses Zimmer nicht verlassen, ohne mir selbst die Wahrheit eingestanden zu haben, die ich übrigens auch schon weiß.“

Die Micaëlli schnellte vom Sofa auf und ging erzweigerade auf die Tür zu, als wollte sie sich entfernen.

Der Kommissar kam ihr jedoch zuvor, verschloß die Tür und steckte den Schlüssel in seine Rocktasche.

„Jetzt haben wir ein Wort miteinander zu reden,“ sagte er, die Alte fixierend. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich alle Vollmachten besitze. Bei zwei Prozessen sind mir Nachforschungen übertragen; bei jenem wegen des Mordes in der Via Fiori und bei dem wegen des Drohbriefes. Sie, Signora, sind in beiden Fällen kompromittiert!“

„Ich?“ fragte die Micaëlli, aber ihre Stimme zitterte.

Zum erstenmal sprach ein Mensch zu ihr von dem Verbrechen in der Via Fiori und brachte sie in Verbindung mit dem Verbrechen der „Königin der Luft“.

„Na, Sie,“ erklärte der Polizeibeamte.

„Wieso?“ fragte die Micaëlli, die wie auf Nadeln saß und nachgab, indem sie sich den Schein gab, als wäre sie neugierig, das zu erfahren, was der Kommissar vorhatte.

„Eine Frau sollte im Verdachte stehen, ihre Hand zu dem Verbrechen in der Via Fiori geboten zu haben. Ich fordere Sie auf, mir das zu beweisen.“

„Signora, wir sind nicht da, über Anklagen und Entschuldigungen zu streiten. Es ist umsonst, daß Sie meinen Fragen auszuweichen suchen. Sie wissen gut —“

„Ich weiß nichts!“

„Ich muß Ihnen bemerken, wir haben bereits genaue Nachrichten über Ihre Familie erhalten und besitzen in Polizeiarchiv eine hübsche Anzahl Dokumente über das Leben, das Sie und Ihre Schwester geführt haben —“

„Sie sind verheiratet,“ trat er plötzlich näher an sie heran.

Niemand in Mailand hatte bis jetzt gewußt, daß diese Micaëlli einen Mann hatte. Man mußte nur, daß ihre Schwester eine Witwe war, und auch sie nannte niemand mehr mit ihres Mannes Namen. Beide waren bloß unter dem Namen Micaëlli bekannt.

Bei den Worten des Kommissars fiel die Micaëlli auf das Sofa zurück. Der Schlag hatte gut getroffen. Er konnte das nach der Wirkung beurteilen, die er hervorbrachte.

„Verheiratet?“ murmelte die Frau, mehr aus Gewohnheit zu lügen und sich gegen jeden Angriff zu verwahren, als daß sie die Kraft und Ueberzeugung gehabt hätte, sich jetzt noch vertheidigen zu können.

„Ja, verheiratet mit einem Mann aus den niedrigsten Klassen der Gesellschaft — mit einem Mörder,“ murmelte der Kommissar der Micaëlli ins Ohr, die vor der Wucht dieser Anklage den Kopf sinken ließ. Sie seufzte in Angst.

„Sie sind die Frau des Clowns Jaffo, jenes geheimnisvollen Menschen, der im Zirkus die niedrigsten Dienste verrichtete, der sich aus Mailand geflüchtet hat, den die Polizei aber zu fassen wissen wird. Er ist so schlau wie Sie — hat drei- oder viermal seinen Namen geändert — hat eine entehrende Strafe gestitten. Die Untersuchungen über den Erpressungsfall veranlaßten uns, Nachrichten über das Vorleben verschiedener Künstler einzuziehen, und so kamen wir hinter so manches Geheimnis.“

Die Micaëlli war erschrocken.

„Ja,“ erwiderte sie stammelnd. „Dieser andere — Jaffo, wie Sie ihn nennen, — ist mein Gatte.“

Und sie bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

Der Kommissar hielt es für angezeigt, sie einige Momente sich selbst zu überlassen.

„Er ist ein Nichtswürdiger,“ fuhr die Micaëlli fort. „Aber es sind jetzt zwanzig Jahre her, daß er nicht mehr mit mir gesprochen — er hat seinen Vertrag gewissenhaft eingehalten.“

„Wissen Sie, wo er geboren ist?“

„In Südamerika,“ sagte er. „Aber ich glaube es nicht. Er wird an fünf- und vierzig Jahre alt sein.“

Sie sprach wie unbewußt, als ob ein innerer Impuls sie drängte, alles zu sagen.

„Wo haben Sie ihn kennen gelernt?“

„In Ungarn.“

„Und er war erst Ihr Diener, ehe er Ihr Gatte wurde!“

Die Micaëlli riß die Augen auf. Die Polizei war wirklich allmächtig! Wie hatte sich dieser Mann so vieler Geheimnisse bemächtigen können!

Der Kommissar hatte die Wahrheit gesprochen.

Der Gatte der anderen Micaëlli hatte auf der Rückreise aus Afrika diesen Diener mitgenommen. Derselbe war damals ein junger Mann von etwa fünf- und zwanzig Jahren, von gefälligem Aeußern, stark, unternehmend. Eines Morgens verschwand die Micaëlli, welche der Kommissar jetzt vor sich hatte, aus dem Hause, in dem sie gemeinschaftlich mit ihrer Schwester und ihrem Schwager wohnte. Mit ihr zugleich war der junge Mann verschwunden. Dann langten die Briefe an, in welchen sie ihre Schwester um Verzeihung anflehte und sie bat, sie

bei ihrem Mann zu entschuldigen. Sie gestand zugleich, daß sie den jungen Andrea Cabulo geheiratet hatte. Das war der Name, den er sich damals beigelegt hatte. Die Micaëlli hätte dem Alter nach seine Mutter sein können. Die Ehe hatte nur kurzen Bestand. Auf welche Weise hatte sie sich getrennt? Das blieb dem Polizeibeamten noch immer unbekannt. Auch das Leben Jaffos, wie der neuangenommene Name der sonderbaren Persönlichkeit lautete, war nicht in allen seinen Details bekannt.

Ein Gefühl der früheren Zärtlichkeit erwachte da in der Brust der Alten.

„Andrea schwebt also in Gefahr?“ sagte sie zu dem Kommissar. „Hat er wieder einen seiner Streiche ausgeführt?“

„Er ist mit Ihnen in Gefahr,“ entgegnete Arganti. „Unser Plan ist jetzt dieser: Sie haben alle Fäden einer Intrigue in Ihren Händen, in- folge welcher sich eine Unschuldige im Gefängnis befindet, Sie haben mit der größten Schlaubeit dahin gearbeitet, allen Anschein der Schuld auf diese Unschuldige zu wälzen. Wir werden Sie nun in Anklagezustand versetzen.“

Die Micaëlli machte eine abwehrende Geste.

„Wir werden Ihr Vorleben bald erfahren,“ fuhr der Kommissar fort. „Wir werden den Besuch ans Licht ziehen, den Sie im Hause des Fräulein Zumarra abgestattet haben — gerade zu der Stunde, da sie sich auf die Post begeben hatte. Wir werden Sie beschuldigen, die Drohbriefentwürfe in Ihre Schubfächer gelegt zu haben. Und dann werden wir unseren Anklagen Ihr Vorleben entgegenhalten, wir werden enthüllen, daß Sie die Ehefrau eines Mörders sind, der, was Sie auch von dem Abbruch Ihres gegenseitigen Verkehrs sagen mögen, Geld und wieder Geld von Ihnen verlangte, dessen Beschaffung Sie zu allerhand Schurkereien zwang. Vielleicht hatte Ihnen Fräulein Zumarra Geld abgeschlagen und Sie haben aus Rache diese Intrigue gegen sie angezettelt.“

Die Micaëlli stand in Gedanken verjunkt da.

„Sie können von hier fortgehen, wenn Sie wahrheitsgemäß die Drohbriefs-Intrigue aufdecken. Vor allem werden Sie mir sagen, welche Rolle dabei die Cojanello gespielt hat.“

Da richtete sich die Alte auf.

Sie machte Miene zu sprechen, aber das Wort erstarrt ihr auf den Lippen. Ein plötzliches Zittern überkam sie, und sie fiel von neuem auf das Sofa zurück.

Der Polizeibeamte hatte so beängstigende Er- innerungen in ihr wachgerufen, daß sie die Dual nicht aushalten konnte. Sie saß wie erstarrt da.

Der Kommissar berührte ihre Stirn, die marmorkalt war, er hob ihren Arm, der träge zu- rückfiel, er rief sie mehrmals beim Namen, ohne daß sie geantwortet hätte.

Er glaubte, sie verstellte sich nur, um Zeit zu gewinnen und über die Antwort nachzudenken. Der Kommissar wollte deshalb eine Kriegsklist ver- suchen. Er wußte, daß der Mensch, der der Alten den größten Schrecken einzujagen vermochte, ihr eigener, furcht- barer Gatte war. Sie mußte also zu dem Glauben gebracht werden, daß der Mann, vor dem es sie so graute, in ihrer Nähe war. Wenn sie sich ver- stellte, würde sie sich dann ge- wiß verraten.

Er flüsterte ihr deshalb ins Ohr: „Jaffo — Ihr Mann — ist hier in einem Gemache des Palastes verborgen.“

Die Alte blieb jedoch voll- kommen regungslos.

Da eilte der Kommissar aus dem Saale hinaus.

* * *

*Lob ihrem Oheim von
Paulsenimus Wolzloffen
meins' von Linnus oimov
Wolzloffen meins'!*

Imr Ojfohl mouff' 6!



Reserviert für

Konkursmasse Bruno Scherl

in Firma

M. Peterseims Blumengärtnereien,
Erfurt.

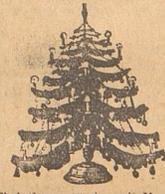
Bettfedern und Daunen,
garantiert haubfrei und gut füllend,
Std. 0,50, 0,75, 1,-, 1,25, 1,50, 2,00, 2,50
Vorzügliche Daunen, 2,25 m.
Verkauft von 5 Pfund an gegen vorzeitige
Eintreibung oder Rücknahme des Betrages.
Gustav Michels,
Cöthen i. Anh.

Ewig Jung fühlt sich, wer regelmäßig **Weber's Tee** trinkt! Karton 1 Mark in Apoth. u. Drog. zu haben. Von 3 Mark an franko. Adolph Weber, Testastraße Dresden-Radebeul No. 50. **A. G. E. WEBER**

+ Magerkeit +
Schöne volle Büste, abgerundete Schultern, ideale Linien des Halses durch Dr. Aders „Florandol“ (ges. gesch.) u. m. Garatioschein.

Erfolg verblüffend
bis 30 Pfd. Zunahme. Garant. unschädlich. Preisgekr. u. gold. Medaille 1909. Zahlreiche Dankeschreiben. Karton m. Gebrauchsanzw. 2 M. Nachnahme. Porto extra. Diskreter Versand: J. Maxfeldt, Berlin 203, Büschingstr. 23.

Schwere Leiden
sind häufig die Folge vernachlässigter Krampfadern. Bei Krampfadern, Entzündung, Geschwulst, Beinschmerzen, Krampfadern, Aderbeinen, näss. Flechte, Salzfleisch, trockene u. Schuppenflechte, Gelenkverrückung, Gelenksteifigkeit, Entzündung, Plattfuß, Rheumatismus, Ischias (Hüftweh), Gicht, Knochenleiden, Elefantiasis wird Ihnen d. Kennn. d. Broschüre: „Lehren u. Ratschläge f. Beloidende“, welche gratis verschickt wird, gute Dienste ist. Sanit.-R. Dr. R. Weiss & Co., Hamburg 11. 54.



Christbaumständer mit Musik

Hunderttausende Kunden

Umsonst und portofrei Katalog mit ca. 4000 Abbildungen von Taschenuhren, Wanduhren und Weckern, Ketten, Schmucksachen aller Art. Photographische Apparate. Geschenkartikel für den praktischen Gebrauch und Luxus. Sprachmaschinen und Musikinstrumente

Wir liefern auf

Teilzahlung

Der Besteller bekommt die Ware, die er wünscht, und die Bezahlung geschieht in monatlichen Raten. — Wer einmal so bei uns gekauft hat, bleibt unser treuer und alter Kunde. — Viele Tausende von Anerkennungen

BEWEIS: Aus den mir vorgelegten Aufstellungen der Firma JONASS & Co., G. m. b. H., zu Berlin, habe ich festgestellt, dass in einem einzigen Monat von alten Kunden, das sind solche, die schon früher von der Firma Ware bezogen, brieflich 11239 (elftausendzweihundertundneun) Nachbestellungen eingegangen sind. *g/z. D. Schönwandt*
Berlin, den 2. Februar 1911 *öffentl. angestellt, bezeugt. Bücherrevisor*

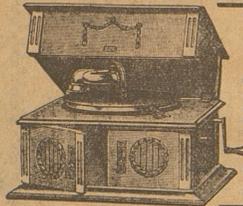
Kunden an 30000 Orten Deutschlands — Jährlicher Versand über 25000 Uhren

Jonass & Co., Berlin KE. 378 Belle-Alliance-Str. 3

Vertrags-Lieferanten vieler Vereine — Gegründet im Jahre 1889

Extra starke, echte Hienfong - Essenz
höchst aromatisch versendet i. Dtd. Fl. Mk. 2,50, wenn 30 Fl. Mk. 6,- franko
Chem. pharm. Laboratorium Paul Hartung, Königssee i. Th. 65.

Bezug von Waren bitten wir, sich auf dieses Blatt zu beziehen.



Trichterlose Sprechapparate
von überragender Klangfülle von 16 Watt an.

Reichhalt. Katalog üb. alle Arten mit und ohne Trichter, Schallplatten und Zubehör. Echte Edison-Phonographen und Walsen, Spielböden, Sitarern, Sarramontags, Blas- und Streichinstrumente, Sitarer, Grammophon von 3,50 Watt an, Films und Glasbilder für Laterna magica etc. gratis und franko.
Musikhaus Schwenke, Dresden 94

Verlangen Sie gratis illustrierten Katalog **Hygienischer Bedarfs-Artikel** mit hübsch verfasster Broschüre. Sanitätshaus „Aesculap“, Frankfurt a. M. G. 1.

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.
Berlin SW. 68, Ritterstraße 50

Sieeben erschien:
Entwurf zum Preussischen Wassergesetz
in der zur Vorlegung beim Abgeordnetenhaus endgültig bestimmten Fassung
Der Entwurf regelt das gesamte Wasserrecht einheitlich und erschöpfend für die ganze preussische Monarchie
Preis Mk. 4,50 pro Expl.
zugänglich 30 Pfennig für etwaige Postverendung.

15 000 Betten

sind bereits verkauft. Hochfein rot, dicht Daunentücher, große Kissen, Ober- und Unterbetten und 2 Kissen mit 17 Pfund Halbdaunen, das Gebett Mk. 30,- das feine Bett mit Daunendecke Mk. 35,- feinst. herrschaftl. Daunentücher Mk. 40,- Zweifelhäftig kostet jedes Bett Mk. 5,- mehr. Nichtgerollend, Geld zurück. Katalog frei, 500 Dankföhr. Erstes Verlagsbuch. Bettentafel 29, Frankfurt, Kaffee 44.

Wacholderbeersaft

beste Hausapotheke p. Flasche 1,20 Mk., 6 Fl. franko 7,00 Mk. Hienfong-Essenz p. Dutzd. 1,80, 2,40, u. 3,00 Mk. 30 Fl. franko.

Joh. Matth. Gündel, Lichts, Königssee (Thür.) 15. Größter Versand am Platze. Preisliste grat. Ein Versuch lohnt.

+ Magerkeit. +

Schöne, volle Körperformen, wundervolle Büste durch unser Orient. Kräftigver. „Büsteria“, ges. gesch., preisgekrönt mit gold. Medaillen. In 6-8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garant. unschädlich. Streng reell — kein Schwindel. Viele Dankschr. Karton mit Gebrauchsanzw. 2 M., Postanzw. und Nachn. exkl. Porto. D. Franz Steiner & Co., Berlin 23, Königgrätzer Straße 35.

Erfinder

schützen und verwerten ihre Ideen durch **J. Bott & Co., Berlin SW. 133** Patentbüro. Weltgehörndes Organisationsb. Prosp. u. Anskünfte frei.

Technikum Hainichen
Masch.- und Elektro-Ing., Techn., Werkm.
Lehrfabrik

Gomin-Oelkleider, klebefrei und wasserdicht. Preisliste gratis.

Gummimäntel- und **Pelerinen** laut besonderer Liste.

G. Schönbohm, Briel i. M. 45



Import französischer Weine

Als Spezialität empfehlen wir:

Französischen Rotwein	per Liter Mk.	1,-
Obermoseler	per Liter	1,10
Tarragona (rot)	per Liter	1,50
in Korbfaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.		
Ferner besonders preiswerte Weine in Flaschen:		
Rot- u. Bordeaux-Weine		
Narbonne	per Fl. Mk.	0,90
Fronsac Bordeaux	per Fl.	1,-
1905er St. Clément	per Fl.	1,20
1904er Château Loubaney Curac	per Fl.	1,50
1904er Château Raymond Lamarque	per Fl.	2,-
Mosel-Weine		
1909er Obermoseler	per Fl. Mk.	1,-
1909er Remicher	per Fl.	1,10
1906er Merler	per Fl.	1,30
1907er Caseler	per Fl.	1,50
Rhein-Weine		
1908er Gensinger	per Fl. Mk.	1,-
1905er Kempter	per Fl.	1,30
1904er Binger Rochusberg	per Fl.	1,50
1905er Hallgartener Hattenheimerweg	per Fl.	2,-

In Groß-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Société vinicole franco-allemande
m. b. H.
Import französischer Weine, Berlin SW., Ritterstraße 50 a.
Fernsprecher: Amt IV, 1671, 9852 und 11 084.

Extraktreiche und wohlbekömmliche **Likör-Essenzen**
Für mindestens 12 Liter ausreichend.
1 Dutzend Flaschen sortiert Mk. 2,75 franko überallhin
Chemische Werke E. Waither, Halle a. S., Mühlweg 20.

Verantwortlich für die Redaktion, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Eißholt, Hildorf. — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW. 68. — Rotationsdruck: Wilhelm Grebe, Berlin SW. 68.